



Hand in Hand

Einer kocht, die anderen putzen, sortieren Wäsche oder passen auf, dass niemand einen Termin versäumt. Und wenn es einem schlecht geht, sind alle zur Stelle. Zu Besuch in einer Wohngemeinschaft für Senioren ❖ Text: Elisabeth Hussendörfer Fotos: Leona Ohsiek



Dieser Tisch ist die Zentrale. Der Tag in der WG beginnt um fünf Uhr. Um zehn haben alle Hunger auf das Mittagessen

Wir sind ja kein Hotel“ – dieser Satz fällt mehrfach an diesem Morgen in der Niederröhrener „Senioren-WG“. Wohl, um daran zu erinnern, dass ein zu fünft geführter Haushalt nicht perfekt sein muss. Schon gar nicht, wenn die Bewohner im Schnitt an die 70 sind. Dabei ist genau das so verblüffend: wie die Abläufe im zweigeschossigen Klinkerhäuschen Hand in Hand gehen. Und wie zufrieden die Einzelnen damit wirken.

Zum Beispiel der 75-jährige Helmut Felkl. Es gibt eine Küche, zwei Bäder, ein großes Esszimmer und neun private Rückzugsräume. Felkl übernimmt sämtliche hausmeisterlichen Tätigkeiten und hat in der Früh schon die gelben Säcke an die Straße gestellt. Oder der 56-jährige Carsten Börke, der in der Küche Zwiebeln schneidet, während Helga Schuischel die Spülmaschine ausräumt. „Lust auf Kuchen heute Nachmittag?“, fragt Börke. Das Strahlen seiner zwölf Jahre älteren Mitbewohnerin ist eine klare Antwort.

Später, als Carsten Börke zwei Thermoskannen mit Kaffee auf den Tisch im Gemeinschaftsraum stellt, wirkt das wie ein Aufruf. Eva Wohleben, 77, legt die Putzlappen weg, Helmut Felkl die Zeitung und Rosalinde Balzer, 55, verabschiedet die Pflegerin, die ihr morgens mit dem Thrombosestrumpf hilft, und gesellt sich zu den anderen. Als gebe es nichts Selbstverständlicheres, als mal innezuhalten als Gemeinschaft. Als gebe es überhaupt nichts Selbstverständlicheres als diese Gemeinschaft.

Eine WG? Das ist nichts für mich, hat Rosalinde Balzer vor gut drei Jahren noch gedacht. Es war eine schwierige Zeit. Im Pflegeheim konnte sie nicht bleiben, zu teuer. 1300 Euro Eigenanteil monatlich. Zurück nach Hause? „War keine Option wegen der vielen Treppen und weil meine Wohnung nicht rollstuhlgerecht war.“ Der Alleinstehenden war ein Bein amputiert worden. Ihr Berufsbetreuer hatte von einem interessanten Wohn-

projekt gehört: „650 Euro all inclusive“. Ob sie sich das ansehen wolle?

An einem Herbsttag hob ihr Betreuer sie im Rollstuhl über die Schwelle der Terrassentür. Ihr wurde gleich Kuchen angeboten, und die künftigen Mitbewohner erzählten offen von sich. Sie erfuhr, dass Carsten Börke früher als Gerüstbauer viel auf Montage war, mit den Kollegen in Ferienwohnungen wohnte, und jeder war mal mit dem Kochen dran. „Damit war ich quasi WG-erprobt“, sagte Börke. Er machte auch kein Geheimnis um das, was dann kam: Schweres Asthma, Pflegestufe eins, weil nicht mehr gewährleistet war, dass die Körperpflege selbstständig funktionierte, seine Frau hätte „das“ irgendwie nicht gekonnt. Allein hätte er es aber eben auch nicht hingekriegt. „Ich weiß nicht, wo ich gelandet wäre ohne die WG.“

Das Pflegeheim habe sie träge gemacht, sagt Rosalinde Balzer. Die Essens-tabletts seien einfach hingestellt worden, die Bastelnachmittage mangels Beteiligung oft ausgefallen. Schon bei ihrem ersten Besuch in der WG habe sie geahnt, dass das Leben als Pflegebedürftige auch ganz anders sein kann. „Die Sigrid“ habe dann aber erst mal gebremst: Mit dem Rollstuhl, das würde schwierig.

Sigrid Rahm ist 51, gelernte Erzieherin und arbeitete wie ihr Mann Werner lange als Berufsbetreuerin. Durch ihren Beruf sahen die Rahms, wie es in vielen Pflegeheimen zugeht. Vor 15 Jahren gründeten sie die WG. Natürlich hätte sie das Haus gerne behindertengerecht, sagt Sigrid Rahm. Doch dafür wären umfangreiche Umbauten nötig. Schwellenfreie Duschen. Ein Fahrstuhl. Sie hat Angst, das Projekt könne dadurch finanziell aus dem Ruder laufen und die monatliche Pauschale nicht mehr gehalten werden, die alles, von Miete über Nebenkosten, Telefon, Versicherungen bis hin zur GEZ, abdeckt.

Je nach Belegung ist die WG für ihre Betreiber eher Zuschussgeschäft, mal halten sich Einnahmen und Ausgaben

die Waage, mal bleiben am Monatsende einige Hundert Euro übrig. Sigrid Rahm arbeitet nebenbei noch als Berufsbetreuerin, denn gerade „weil sich der Leerstand eher schlecht kalkulieren lässt, würde es ohne ein zweites Standbein nicht gehen“.

Überschaubare, familienähnliche ambulante Wohn- und Lebensformen in der Pflege müssten viel mehr gefördert werden, sagt Claus Fussek. Gäbe es mehr kreative Wohnformen, würde sich herumsprechen, dass es auch flächendeckend möglich ist, alte und pflegebedürftige Menschen gut und bezahlbar zu versorgen. Fussek ist Sozialpädagoge, Autor und im Leitungsteam eines ambulanten Münchner Beratungs- und Pflegedienstes. Den viel beklagten Pflege-

Rumpelkammer“, lacht Balzer. Sigrid Rahm sagt, sie erlebe immer wieder, wie wohltuend das WG-Leben auf die körperliche und mentale Fitness von Bewohnern wirke. Bei Rosalinde aber sei es eine regelrechte Sensation: „Wie sie jetzt die komplette Wäsche aller hier erledigt, mit nur einem Bein.“ Jeden Mittag steht die Mittfünfzigerin am Tisch im Gemeinschaftsraum und bildet Stapel. Wem gehört die Hose? An wessen Fuß passt die Socke?

Gibt es Unklarheiten, ist Eva Wohlleben gefragt. Kein Geburtstag, kein Termin entgeht der 77-Jährigen. Dank ihres „Elefantenhirns“ sind immer alle pünktlich, etwa wenn „WG-Mutter Sigrid“ für Arztbesuche mit dem Auto vorfährt. Die Rahms wohnen sieben Kilometer vom Klinkerhäuschen entfernt und sind in fünf Minuten da. Der „Praxis-Shuttle“ sei Teil des Angebots. Ansonsten kommt Sigrid Rahm morgens und abends, „um nach dem Rechten zu sehen“. Und auch, wenn auf ihrem Handy ein Notruf eingehe. Jeder Bewohner hat ein Telefon auf dem Zimmer mit einer Notruftaste. Aber es komme selten so weit, sagt Rahm, auch weil sie die Medikamentendöschen aller Bewohner befüllt und nachhakt, ob alles richtig eingenommen wird. Wenn die Bewohner es wünschen, kommt sie auch zu Arztgesprächen mit.

Abwägen, wo man gebraucht wird und wo man sich besser rauhält – für die kleine quirlige Frau mit dem Kurzhaarschnitt ist das ein Dreh- und Angelpunkt. „Wenn ältere Menschen in bestimmten Belangen Hilfe brauchen, heißt das ja nicht, dass man ihnen überall alles abnehmen muss!“ Als Berufsbetreuer hätten sie und ihr Mann viel Einsamkeit in den Heimen gesehen. Die Besuche hätten sie oft traurig gemacht, sagen die Rahms. Sie beobachteten auch, wie Menschen beim Wechsel ins Stationäre sprunghaft „abgebaut“ hätten – trotz oder wegen der vielfach durchaus kostenintensiven Betreuung.

Je schlechter die Pflege, desto mehr Geld kostet sie“, hat der Pflegeexperte Claus Fussek festgestellt. Weil gerade in großen Häusern unter Aspekten des Profits die individuellen Bedürfnisse



Die Rahms gründeten die WG vor 15 Jahren. Sie wollten es anders machen als die Heime

der Bewohner ignoriert würden. „Die Menschen aktivieren, mobilisieren, auch darum geht es. Ihnen ihre Selbstbestimmung und Würde erhalten, statt sie in die Betten zu pflegen.“

Als die Rahms vor 18 Jahren angingen, sich Gedanken über alternative Wohnformen für Alte und Pflegebedürftige zu machen, suchten sie vergeblich nach Vorbildern. Es wurden ihnen zwei Wohnungen in einem Stadthagener Hochhaus angeboten, zum „Tag der offenen Tür“ luden sie die Presse und Kollegen ein. Dabei hatten sie noch keinen einzigen Bewohnervertrag abgeschlossen. Sie fingen mit zwei Bewohnern an, weitere kamen durch Mund-zu-Mund-Propaganda hinzu. Ein ganzes Jahr blieb der Status der Einrichtung ungeklärt. Sie atmeten auf, als die Heimaufsicht des Landkreises nach entsprechender Prüfung vermeldete: Sie waren tatsächlich eine WG und kein Heim. „Letzteres hätte uns wegen der vielen baulichen und Sicherheitsvorschriften vermutlich zum Aufgeben gezwungen“, sagt Werner Rahm.

„
Wenn
Ältere Hilfe
brauchen,
heißt das ja
nicht,
dass man
ihnen alles
abnehmen
muss

“

Sigrid Rahm

notstand hält er für ein „strukturelles Problem“. In den großen Wohlfahrtsverbänden seien „gefühlte 90 Prozent der Mitglieder Vertreter der stationären Pflege“. So werde am bestehenden System festgehalten und werden teure stationäre Strukturen aufgebaut, obwohl dort niemand „endgelagert sein möchte“. Jede Gemeinde stehe in der Verantwortung, dass sich das ändert. Auch jeder Einzelne müsse sich fragen, wie er im Alter gepflegt werden wolle.

Nach ihrem ersten Besuch in der WG verbrachte Rosalinde Balzer vier Wochen in einer Rehaklinik. Sie hatte jetzt ein Ziel: ohne Rollstuhl in die WG einziehen. Die Flure in der Klinik waren lang. Jeden Tag schaffte sie mit Prothese und Rollator ein paar Meter mehr und konnte ihn schließlich über die Schwelle der Terrassentür schieben. „Der Rollstuhl steht seither in der



Rosalinde Balzer ist für sämtliche Wäsche aller Bewohner zuständig, Helmut Felkl übernimmt die hausmeisterlichen Tätigkeiten



Seitdem Carsten Börke einkauft und kocht, gibt es oft Fleisch. Im Sommer wirft er gern den Grill an



Zum Beispiel hätten sie dann eine Pforte am Eingang haben müssen.

Anfangs hat das Paar gekocht, geputzt und den vollen Service angeboten. Später sprangen Sigrid Rahms Eltern mit ein, weil es doch „etwas viel“ wurde, mit der „Zusatzfamilie“. Die Rahms haben selbst keine Kinder. „Das muss ich erst mit Papi besprechen“ – Werner Rahm schmunzelt, wenn er erzählt, was so mancher Arzt von so manchem Bewohner zu hören bekam. Bei ihr leuchten die Augen, wenn sie erzählt, wie sie bis heute in jeder Nacht auf den 6. Dezember den Nikolaus macht und wie die Bewohner jedes Mal sagen: Diesmal kriegen wir dich. Noch nie hätten sie es geschafft. Nicht im Hochhaus und auch im nahen Klinkerhäuschen nicht, in das sie nach fünf Jahren umgezogen sind, weil die alte Umgebung zu laut, zu anonym geworden war.

Heute ist die WG eine Instanz in Niedernwöhren. Nachbarn winken, wenn Helmut Felkl mit dem Rad zum Laden an der Ecke fährt, weil Milch fehlt. Oder Helga Schuischel

mit dem Rollator zum Bäcker startet, um in der Tageszeitung zu blättern. Manchmal, sagt die 68-Jährige, habe sie ein schlechtes Gewissen. „Ich kann ja nicht mehr so viel. Nur noch die Spülmaschine ein- und ausräumen.“

Nach einem Sturz vor drei Jahren kam Schuischel vorübergehend ins Pflegeheim. Die Rahms zerbrachen sich den Kopf, wie es weitergehen konnte. Wie viel konnte die Gemeinschaft tragen, wo war eine Grenze erreicht? Eine Tagespflege schien eine Lösung. Carsten Börke aber berichtet, irgendwann hätte er es nicht mehr ausgehalten, „die Helga, die dort eher verwahrt als gepflegt wurde, so zu sehen“. Er schickte den Fahrdienst, der Schuischel morgens holte, wieder weg – im Gefühl, im Sinne der Gemeinschaft zu handeln. Es war gut, was du getan hast, hörte er, als er sich rückversicherte. Solche „Einigungen“, sagt Werner Rahm, müssten dann aber auch gelten. Sonst werde es kompliziert und ungerecht. Längerfristig viel-

„
Mein
Rollstuhl
steht jetzt
in der
Rumpel-
kammer und
verstaubt

“
Rosalinde
Balzer

leicht auch zu teuer, weil noch mehr Hilfe von außen nötig wäre.

Der Pflegedienst, der zu Rosalinde Balzer und Helga Schuischel ins Haus kommt, wird über die Krankenkasse abgerechnet. Welcher Dienst kommt, das entscheiden die Bewohner. Wie das eigene Zimmer sauber gehalten wird? Ob in Eigenregie oder indem man andere um Hilfe bittet? Das auch. Zu viele Regeln würden die Eigenverantwortung schmälern und die Passivität fördern, glauben die Rahms.

Sie beziehen auch die Zuschüsse für Pflegestufen mit ein. Heime würden diese in der Regel einbehalten und den Bewohnern einen sogenannten Barbetrag überlassen. 113 Euro sind es in Niedersachsen, sagt Werner Rahm. Er findet es „entwürdigend“, wenn erwachsene Menschen „Taschengeld“ bekommen. Und er mag es, wie die Niedernwöhrener WG-Bewohner vieles unter sich abmachen. So ist bekannt, dass es Carsten unter der Dusche wegen seiner Atemnot leicht schwindelig wird. Bekannt ist auch, dass die, die dann helfen, sich ge-

legentlich über ein paar Blümchen oder Pralinen freuen. Sigrid Rahm sagt, sie würde nicht im Traum daran denken, für „den einen oder anderen Handgriff, den ich tue, wenn ich vor Ort bin“, was extra zu berechnen.

Als ihre Eltern sich altershalber zurückgezogen haben, wollte sie Klarheit: Sollte eine professionelle Kraft für die Küche und fürs Putzen her und die Pauschale entsprechend angehoben werden? Oder waren die Bewohner bereit, das auszugleichen? Letzteres, befand man einhellig. Jetzt zahlt jeder 40 Euro weniger im Monat. Ziemlich fleischlastig ist die WG, seitdem Carsten Börke die Küche macht. Schnitzel, Koteletts, Nackensteaks, im Sommer wird oft der Grill angeworfen. Nach dem Einkaufen heftet er sämtliche Belege an eine Pinnwand im Gemeinschaftsraum, jeder soll Einblick haben können. Es ist die helle Freude, die Zettel am Monatsende abzunehmen, sagt Sigrid Rahm: „Carsten ist ein Pfenningfuchser!“ Das hilft der Gemeinschaft, klar.

Aber es gibt natürlich auch Auseinandersetzungen. Die Rahms nehmen sich dann Zeit und moderieren. Ein Bewohner etwa hat mehrfach zu Führers Geburtstag eine Fahne gehisst. Ein kollektiv ausgesprochenes „Wir wollen das nicht“ hat ihn einlenken lassen. Mit den Erdbeeren, die im Winter auf der Einkaufsliste standen, war es ähnlich. Die Runde diskutierte darüber und fand, dass sie zu teuer sind. Aber nicht alles könne demokratisch entschieden werden, sagen die Rahms. Als eine Bewohnerin bei Tisch Pudding und Bierchinken für ihren mittellosen Sohn mitgehen ließ, hätten Gespräche nicht geholfen. Sie hat dann täglich das Zimmer der Bewohnerin kontrolliert.

Oder die Sache mit der Hose, die die Eva Wohlleben in die Waschmaschine stecken wollte und die dabei buchstäblich zerfallen sei. Gestunken hätten die Fetzen, so wie der, der sie am Leib getragen habe, sagt Wohlleben. Da sei Klartext wichtig gewesen: „Wir wollen dich nicht loswerden, aber so geht's nicht weiter.“ Der Mitbewohner hatte zuletzt extrem zurückgezogen gewirkt. Während eines Aufenthalts in einer psychiatrischen Klinik wurde er medikamentös eingestellt. „Zwei



Elisabeth Hussendörfer muss bei Fernsehberichten über Missstände in Heimen jetzt nicht mehr wegschalten, weil es so unerträglich und alternativlos scheint. Sie weiß jetzt, wie es auch gehen kann.



Leona Ohsiek, Fotografin, kann sich gut vorstellen, dass Senioren-WGs künftig die gängige Alternative zum Heim werden. In ihrem Bekanntenkreis träumen viele vom gemeinsamen Wohnen im Alter.

Wochen lang hat der einstige Eigenbrötler uns nach seiner Rückkehr vollgequaselt“, lacht Eva Wohlleben, und ihre Stimme verrät: Sie mochte es, ihn von dieser neuen Seite zu erleben. Helmut sei es gewesen, der ihn dann an jenem Abend die Treppe raufgebracht habe, „er war nicht mehr so gut zu Fuß“. Er sei plötzlich zusammengesunken und in Helmut's Armen gestorben. Als die Bestatter kamen, seien alle dagestanden, hätten „tschüss Hans“ gerufen.

Ihr seid zu billig, müsstet viel mehr verlangen für das, was ihr tut, wie oft haben die Rahms das gehört. Pflege als lukratives Geschäft – diese offensichtlich verbreitete Denkweise mache nachdenklich. Als würden diejenigen, die da so einseitig auf Profit aus sind, nicht selbst mal alt. Als könnten sie einen kaltlassen, die Geschichten von Rosalinde und Carsten und auch von Helmut, dem ein Leben auf der Straße drohte, als seine Frau ihn vor die Tür setzen wollte.

Eva ist eigens aus Bremen hergezogen. Einen alten Baum verpflanzt man nicht? „Im Zweifel vielleicht besser doch“, finden die Rahms, die genau das eben nicht bestätigen können: dass Menschen mit den Jahren weniger wandelbar sind. Sie berichten von Ausflügen zum Steinhuder Meer, zur örtlichen Kirmes, auf die Hamburger Reeperbahn. „Früher hätte ich mir so was nicht zugetraut“, sagt Eva Wohlleben, die einstige Langschläferin, die jetzt jeden Morgen um fünf in den Gemeinschaftsraum kommt. Weil die meisten dann schon da sind. Ständig sein eigenes Süppchen kochen? Wohlleben schüttelt den Kopf. Das könnte der Anfang vom Ende sein. „Die Angst, so abzubauen, dass das Miteinander nicht mehr möglich ist, das ist natürlich Thema“, spricht Sigrid Rahm aus, was wohl viele hier denken. Andererseits trage die Gemeinschaft so manches. Helga Schuischel nickt, und dann ist plötzlich Anneliese Thema, eine verstorbene Bewohnerin. Sie wurde dement. Als sie im nahen Heim lebte, bekam sie jede Woche WG-Besuch. Bis zu ihrem Tod. „Sie gehörte einfach weiter dazu.“ ❖

Impressum

chrison plus,
das evangelische Magazin,
erscheint monatlich.

Herausgeber:
Dr. Heinrich Bedford-Strohm,
Annette Kurschus,
Dr. Irmgard Schwaetzer

Geschäftsführender
Herausgeber:
Arnd Brummer

Redaktionsleitung:
Ursula Ott (Chefredakteurin),
Anne Buhrfeind
(stellv. Chefredakteurin)

Art-Direktor: Dirk Artes

Weiterer leitender Redakteur:
Eduard Kopp (Theologie)

Chefreporterin: Christine Holch

Chef vom Dienst:
Andreas Fritzsche

chrison plus: Burkhard Weitz
Redaktion: Robin Bierbrauer,
Mareike Fallet, Claudius Grigat,
Michael Güthlein, Dorothea Heintze,
Nils Husmann, Claudia Keller

Ständige Autorin:
Susanne Breit-Keßler

Grafik: Elisabeth Fernges, Lena
Gerlach (chrison.de), Kerstin Ruhl

Produktion: Sabine Wendt

Bildredaktion: Michael Apel,
Dorothee Hörstgen, Caterina
Pohl-Heuser (chrison.de)

Dokumentation: Reinhold
Schardt (Leitung), Dr. Andrea Wicke

Kontakt:
Redaktion: Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt am Main,
Telefon 069/580 98-0,
Fax 069/580 98-286,
E-Mail: redaktion@chrison.de

Verlag: Hansisches Druck- und
Verlagshaus GmbH,
Adresse wie Redaktion,
E-Mail: hdv@chrison.de

Anfragen zum Nachdruck an:
lizenzen@chrison.de

Besucheradresse:
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
(Sitz der Gesellschaft: Frankfurt
am Main, HRB-Nr. 79330)

Geschäftsführer:
Direktor Jörg Bollmann

Verlagsleitung:
Bert Wegener

Anzeigen:
m-public Medien Services GmbH,
Zimmerstraße 90, 10117 Berlin.
Internet: www.m-public.de.
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph,
Telefon 030/32 53 21-433,
Fax 030/32 53 21-444.
E-Mail: anzeigen@chrison.de

Leserservice und Vertrieb:
Postfach 50 05 50, 60394 Frankfurt
am Main, Telefon 0800/7 58 75 37,
Fax 069/580 98-226,
E-Mail: leserservice@chrison.de.
Einzelverkaufspreis: 5,20 €.
Jahresabonnementspreis inklusive
Inlandsporto: 55,80 € (Studenten-
abo 42,00 €); Auslandspreise
bitte beim Leserservice erfragen.
Preisänderungen vorbehalten.

Vertriebsbetreuung
Bahnhofsbuchhandel:
stella distribution GmbH,
Frankenstr. 5, 20097 Hamburg
Druck: Strube Druck & Medien
OHG, 34587 Felsberg
ISSN 1619-6384



In dieser Ausgabe mit chrison-plus-Diakonie „Lernen von der Diakonie“ (auf Seite 7), verantwortlich: Dr. Thomas Schiller. Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Diakonie Deutschland, Berlin.

In dieser Ausgabe finden Beilagen von Förderverein Pro Asyl, HDV, Plan International, Remember und Stiftung Bethel.